

Kriegsgedichte, 2. Reihe

Autor(en): **Hänggi, Karl / Zimmermann, Arthur / Kürsteiner, Margrit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spearisieren, das zumal in einigen humoristischen Partien recht gezwungen klingt, könnte leichtlich verstimmen.

Fernab von den phantastisch-romantischen Gefilden des Hardung'schen Lustspiels steht Otto Hinnerk's Komödie „Ehrsam und Genossen“*). Dort unbeschränkte Lust am Fabulieren, ein freies Schwärmen lieblicher Gefühle, hier ein Verharren im Wirklichen, eine trotz dem alles umkleidenden Humor unerbittliche Zeichnung menschlicher Verderbnis. In Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „in einem Herzogtum, in dem Maitreffen und Günstlingswirtschaft in höchster Blüte stehen“, spielt die Diebskomödie. Alles ist korrumpiert vom Minister bis zum elendesten Schankwirt, eine geheime Stehler- und Fehlerbande beunruhigt die Residenz, und nie kann einer der Gesellen gefaßt werden, da die Polizei mit ihnen gemeinsame Sache macht. Das Haupt der Bande ist der biedere Bürger Joachim Ehrsam. Niemand weiß es, nicht einmal die Mitglieder der Bande, keiner hat noch sein Antlitz gesehen; denn er gibt seine Befehle durch Mittelpersonen an die ausführenden Organe, die blindlings gehorchen, auch die Junft der Spitzbuben hat ihre Ehre und ihre Gesetze. Aber eines Tages fällt die allmächtige Maitresse des Fürsten in Ungnade, und mit ihr stürzt der Minister; „oben“ ist man alt und moralisch geworden, und mit eisernem Besen soll die faule Wirtschaft ausgefegt werden. Das ist die Vorgeschichte, die Basis, aus der Hinnerk seine Komödie entwickelt. Bereits hat der herzogliche Kommissär sein Amt angetreten, der Polizeimeister ist in tausend Ängsten; es gilt, den Verdacht der Mittäterschaft von der Polizei abzulenken, und zu diesem Zwecke muß einer gefunden werden, der bei einem ad hoc arrangierten Diebstahl erwischt wird. Dazu ist ein „Neuer“, ein Zugereister gerade recht, ein Kerl, frei und fröh-

*) Seibelberg, Saturnweilag Hermann Meister.

lich wie der Vogel in der Luft und dem Stehlen und Ehrlich sein gleich leicht fällt. Aber der findet bei dem ihm aufgetragenen Probestück sein Schätzchen, das ist die verwitwete Schwiegertochter des Bürgers Ehrsam; seine Gaunerschlaubeit und Kombinationsgabe lassen ihn den Schwindel durchschauen, er zieht es vor, Küsse statt Geldsäcke zu stehlen, und so wächst aus der Gaunerei das Glück zweier Liebenden. Ehrsam und Genossen ereilt das verdiente Schicksal. Nichts ist in dieser Komödie von außen hineingetragen, weder hat unnötiges Beiwerk die theatralische Wirkung hervorzubringen, noch sind die Situationen künstlich zugespitzt, die Dinge entwickeln sich aus sich selbst. Und wenn im schwierigsten Moment das Bett unter den Liebenden zusammenkracht, so ist das ein lustiges Stück Theater, wie es sich jeder Komödiendichter ungestraft gestatten darf. Knapp und auf das Notwendigste beschränkt ist der Dialog, voll Leben und Unmittelbarkeit. Mit scharfen Strichen sind die Gestalten gezeichnet: da ist der Bürger Ehrsam, ein Schurke durch und durch, der aber, so wird angedeutet, von „Höheren“ auf die Bahn des Verbrechens gedrängt wurde und furchtbar unter dem Bewußtsein seiner Schuld leidet. Immer glaubt er die Augen seines toten Sohnes auf sich gerichtet: „Mit einem Lebenden kann man reden, Tote schauen bloß, stehen vorwurfsvoll in der Ecke und schütteln den Kopf.“ Gutes und Böses mischt sich in ihm, eine wahrhaft tragische Gestalt. Da ist ferner die Schwiegertochter, die sich in plötzlich ausbrechender Lebenslust dem lustigen Diebsgesellen an den Kopf wirft, die habgierige Mutter mit der zweifelhaften Vergangenheit, da sind alle die Nebenfiguren, von denen nicht eine ein gleichgültiges oder konventionelles Gesicht zeigt. So ist das Werk eine Charakterkomödie im besten Sinne des Wortes, und die Theater sollten nicht achtlos an ihm vorübergehen.

(Schluß folgt).

Aus dem Felde.

Zu einer Kunstbeilage und zwei Abbildungen im Text (S. 528f.).

Bahntransport.

Den Zürcher Soldaten war's nach der Mobilisation in ihrem Heimatkanton nicht recht wohl. „Wann geht's an die Grenze?“ war die brennendste Frage der ersten Tage. Da plötzlich wurde zum Abmarsch geblasen, bei Nacht und Nebel ging's weg zur Verladung. Der Platz war klein, aber was fragten die mühen Knochen darnach? Und als wir uns nach der Einholung des versäumten Schlafes die Augen ausrieben, da tangten an den Fenstern unserer Riesenschlange schon die Strohdächer des Aargaus vorüber. Die Pfeisfen wurden gestopft, und mit dem bläulichen Dufte schlüpfte manch frohes und ernstes Lied hinaus in den jungen Sommermorgen. Da und dort wurde angehalten, und weil der Wagen nicht verlassen werden durfte, füllten sich die Fensterrahmen mit frohen Gesichtern. Und ging es auch einer ernstern, ungewissen Zeit entgegen, so siegte doch der unsterbliche Soldatenhumor, die Freude über das Neue, noch nie Erlebte.

Das Geripp im Schützengraben.

Wir lagen an der Grenze und hörten fast andächtig dem ununterbrochenen Kanonendonner zu. Eine bestimmte Anzahl Soldaten hatte sich im Schützengraben aufzuhalten. An den Donner gewöhnte man sich, und einer unserer Kerle fand ihn

in so schützender Entfernung, daß er sein Gewehr mit gutem Gewissen eine Zeit lang mit dem Modellierstäbchen vertauschte. Bald hatten wir Gelegenheit, sein opus Nr. 1 zu bewundern, an dem höchstens noch von medizinischer Seite etwas auszusagen wäre. Einer meinte, nun könne man, ohne in die Schlächt zu kommen, im Schützengraben das Grufeln lernen.

Morgenstimmung an der Grenze.

Kühl war die Nacht, und eng schmiegte man sich ums wärmende Wachtfeuer. Wohligh stiegen einem das duftende Harz und der Qualm des heimatlichen Knafters in die Nase. Ganz unvermerkt begrüßte einen der Tag, der über den träge dahinschleichenden Morgennebeln aufblitzte. Da und dort froh einer aus dem Wigwam, um sich zur Ablösung zu rüsten. Man sammelt sich ums verglimmende Feuer, man reinigt die Waffen, und man träumt noch ein wenig von der Heimat, von seinen Lieben, die man bei der strengen Arbeit und der drückenden Sonne von gestern beinahe vergessen. Keine lauten Kommandos: sie könnten den eigenartigen Zauber dieses Morgens zerstören. Still tut jeder seine Pflicht. Ist es nicht eine eigenartige Melodie, die in unserm Bilde erzittert? Ich glaube, ein gewisses Heimweh wird uns beschleichen, wenn wir es in späten Tagen wieder hervornehmen. B.

Kriegsgedichte, 2. Reihe.

Sternessehen

Tausende wohl in Nähen und Fernen
Heben die Hände jetzt zu den Sternen,
flehen in Angst und Finsternissen,
frierend am Weg, auf nassem Kissen,
flehen vereinsamt oder zu zweien,
Still beim Altar, bei Schmerzesschreien:

Um ein helleres, besseres Leben,
Voll Gelingen und tief durch Geben —
Um den Tod, der ohne zu ringen
Wehre des Alltags Hammerschwingen —
Leis bebt in dem hohen Festen und Funkeln
Ein wenig Licht und verrinnt im Dunkeln.

Helene Ziegler, Zürich.



Morgenstimmung an der Grenze.
Nach photographischer Aufnahme von Leutnant D. Keller, Kp. I/98.

Europa!

Europa schläft schon jahrelang,
Und wissensbang
Brütet die Luft.
Da horch! Wer ruft?
„Wach auf, wach auf!“

Ich spreng' das Tor!“
Es brauset, es brandet
Ein Schicksal empor!
Schon züngelt die erste Welle
Ueber die faulige Schwelle.

Es schäumt, es flutet heiß und rot:
Ich bin der Tod, der große Tod!
Ich reiße euch die blutigen Pfade
Empor zu Gottes Gnade!

Es wächst ein Schicksal, mächtig groß!
Ob lang auch die Larve Europa schwieg,
Heut zeigt sie die echte Frage, den Krieg.
Jetzt heßen sie alle Teufel los:
Das geht auf uns, uns alle!

Kein Raum für neidische Kleinlichkeit!
Der Sturm hat sie hinweggerafft;
Jetzt sind wir nur noch eine Kraft,
Und unser Feuer lodert weit:
Da stehen wir, wir alle!

Weh dir, Europa, wir sind erwacht!
Wir feilschen nicht um das bißchen Ruhm!
Wir opfern und ringen und wissen warum!
Unsere heiligen Flammen durchzucken die Nacht:
Jetzt kommen wir, wir alle!

Margrit Kürsteiner, St. Gallen.

Gefunden

Des Krieges Woge trug mich aus der Fremde her,
Und fremd betrat ich schon die Heimat wieder,
fand Rast, unsteter Flüchtling ohne Dach und Grund,
An fremdem Herde für die müden Glieder.

Und stand, wo es an Grenz und Marken stand,
Zu wehren dieses Weltbrands wilden Flammen.
Dort wars, im Lager und in Nächten stiller Wacht,
Und wo zu Werk und Liedern wir zusammen,

Es rief auch hier das Kriegshorn ehern durch das Land;
Vom Schritt und Tritt erdröhnten dumpf die Gassen.
Das war mein Volk, das ernst und eins dem Ruf gefolgt,
Und ich schritt mit im Takt geeinter Massen.

Wo es mir klang aus Worten, die ich nie gehört,
Mir sang in Liedern, die mir nie gesungen,
Wie meine Heimat ist, was ihrer Väter Art!
Und tief im Herzen hat es freudig mitgeklungen.

Nun weiß ich, was mir in der Fremde lang gefehlt,
Was mir gefehlt dort in den besten Stunden:
Ich habe Heimatstolz und freie Väterart
Mir wieder in der Zeiten Not gefunden.

Karl Hänggi, Basel.

Nach der Schlacht

Verhallt ist der heiße, der wilde Kampf,
Das Gewoge der Schlacht und das Roßgestampf —
Noch schwelt ob der Ebne der Pulverdampf.

Kein Laut, kein Ton mehr ob weiter Flur,
Erloschen des Lebens letzte Spur —
Verloren ein Pferdewiehern nur!

Das tobte daher mit Hussa und Hei,
Mit Kanonengebrüll und Hurrahschrei,
Wie die wilde Jagd, und raste vorbei!

Es liegen die Toten, ein stummes Heer,
In Aeckern und Wiesen, kreuz und quer
Wie frisch geschnittene Garben umher.

Nun neigt sich der Tag, die Nacht bricht herein,
Die Bäume und Sträucher im Dämmerchein,
Sie hüllen in graue Nebel sich ein.

Und mancher, dem noch beim Morgenrot
Das warme Leben die Adern durchloht,
Hebt lauschend den Kopf in letzter Not.

In tiefem Dunkel ruht rings das Land —
Ganz fern bloß erscheint die schwarze Wand
Des Himmels gerötet von nächtlichem Brand.

Ist's der Wind nur im Gras, was ins Ohr ihm dringt?
Ist's eine Siegesfanfare, die klingt?
Ist's ein Lied aus der Heimat, sehnsuchtsbeschwingt?

Die Sterne flimmern in seltener Pracht,
Der Mond steigt über die Wälder sacht
Und hält ob Toten und Lebenden Wacht.

Arthur Zimmermann, Zürich.

Mutter, du sollst nicht weinen!

Mutter, du sollst nicht weinen,
Vanger Gedanken Raub,
Mich suchend im Grausen der Schlachten —
Traum ist das Leben! Tod verschont keinen:
Alles ward Staub!

Mutter, du sollst nicht weinen!
Ward ich auch ferne von dir
Zur ewigen Ruhe gesenkt —
Mutter, dieselben Sterne scheinen
Dir ja und mir!

Mutter, du sollst nicht weinen,
Auch nicht in heimlicher Nacht —
Stört meine Ruh jede Träne —
Darfst nicht das freudige Opfer verkleinen,
Das ich gebracht!

Mutter, du sollst nicht weinen!
Wenn jubelnd der Glocken Erz
Sieg hallt, so lächle: „Mein Sohn
Half es erstreiten, Blut von dem meinen!
Stolz ist mein Herz!“

... Mutter ... du sollst nicht weinen ...

Elisabeth Görres, Quedlinburg a. Harz.

Denn dem Leben gilt dies Sterben

Bruder, muß im Schicksalswalten
Auch verlöschen unser Leben,
Unser Denken, unser Streben
Wird vom Tod nicht festgehalten.

Wenn sich dir die Wimper feuchtet,
Daß wir unser Blut vergießen,
Bruder, eine Saat wird sprießen,
Aus der unser Sterben leuchtet.

Denn dem Leben gilt dies Sterben;
Herrlicher muß es erblühen,
Klarer seine Kraft erglücken
Nach der Not und dem Verderben.

Johanna Siebel, Zürich.

Gottfried Mind (1768–1814)*).

Mit Bildnis des Künstlers und zwei Reproduktionen.

Wenn wir Umschau halten unter den Malerpoeten, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die ausklingende Romantik in klassizistische Bahnen zu leiten versuchten, so finden wir auch auf helvetischem Gebiete eine Anzahl auffallend begabter Künstler, die im Kampfe mit der äußern Not und im Ringen mit den nach Gestaltung drängenden seelischen Kräften zuweilen ein vergessenes und oft recht eigenwilliges Sonderdasein führten. Zu diesen Stillen im Lande gehörte Gottfried Mind. Am verfloßenen 7. November waren es hundert Jahre, seitdem dieser an irdischen Glücksgütern so arme, durch seine innere Zufriedenheit jedoch manchem Größern überlegene Kunstjünger die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen hat.

Bei den spärlich fließenden biographischen Nachrichten ist es fast unmöglich, in diesem ohnehin dürftigen Künstlerleben etwas Bedeutungsvolles herauszufinden. Geboren 1768 zu Bern als Sohn eines armen, aus Ungarn eingewanderten Formschneiders, wuchs der physisch und geistig schwach entwickelte Knabe mehr in der Zwanglosigkeit der freien Natur als unter der erzieherischen Obhut fürsorglicher Eltern auf, bis der die Umgebung Berns bereisende deutsche Landschaftsmaler Legel sein zeichnerisches Talent entdeckte und ihm die erste Anleitung zum künstlerischen Sehen zuteil werden ließ. Allein der Vater hielt ihn des Verdienstes wegen zum Holzschneiden an, sodaß Gottfried seine geliebten Ziegen, Schafe und Kagen zunächst nicht aufs Papier, sondern in plastische Formen zwang. Achtjährig, wurde er in Pestalozzis Erziehungsanstalt Neuenhof untergebracht, woselbst der als ganz minderwertig taxierte Knabe in allen Fächern verlagte. Umso mehr

erwachte in ihm die eigentliche Begabung. „Zeichnen ist seine ganze Arbeit,“ lautete der Bericht des Schulvorstandes. So eröffnete sich dem außerhalb seiner eigensten Anlagen in merkwürdiger Unbildsamkeit verharrenden Jungen ein seiner Natur angemessenes Wirkungsfeld erst, als ihn der Berner Genre-maler Sigmund Freudenberger***) zu sich ins Haus und in die Lehre nahm. Seinem Meister in mancher Beziehung überlegen, blieb er doch stetsfort von diesem abhängig. Seinem natürlichen Schöpfertrieb mußte er zuweilen Gewalt antun mit Rücksicht auf die vorgeschriebenen Arbeiten, die er seinem Lehrer schuldete. Erst nach Freudenbergers Tod wagte es Mind, seiner eigenen Erfindungsgabe freien Lauf zu lassen. Die Witwe seines Meisters, die es verstand, sein Talent auch weiterhin für ihre Handelszwecke auszunützen, wachte sorgfältig darüber, daß ihn kein Aufmerksamere aus der eintönigen Umgebung herausriß. Mind in seiner glücklichen Beschränktheit ließ das alles in Ruhe über sich ergehen; denn ihm genügte die Gesellschaft seiner Kagen, die er ständig um sich hatte und die in allen möglichen Posituren zu porträtieren er nie müde wurde. So vermochte dieses ärmliche und auf seltsame Weise



Gottfried Mind (1768–1814).

Nach Stich von Joh. Heinrich Lips (1768–1817).

belebte Milieu selbst einen Glückschimmer um seine Person zu weben. Nur was er mit dem Zeichensift festgehalten hat, das galt ihm als ein wirklich Erlebtes. Vom wahren und vielgestaltigen Leben seiner Zeit hat sein weltabgewandter Sinn kaum etwas verspürt. Ein Brustleiden befreite ihn am 7. No-

*) Vgl. über den „Kagenraffael“ auch „Die Schweiz“ XI 1907, 57/64 (mit dreizehn Abbildungen).

**) Vgl. „Die Schweiz“ XV 1911, 140/41, 148/49.